

Rätselfaft

Autor(en): **Rüling, T.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Freundschafts-Banner**

Band (Jahr): **4 (1936)**

Heft 15-16

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rätselhaft.

von Th. Rüling.

Starr hingen meine Augen an dem Zeitungsblatt — nein, es war nicht möglich, ich mußte mich in dem Namen geirrt haben. Noch einmal las ich in fiebriger Erregung die verhängnisvolle Notiz. Da war er wieder, der Name! Erbarmungslos stand er da und regte sich nicht.

„Rätselhafter Selbstmord.“

Schwere Trauer ist über die Familie eines unserer angesehensten Mitbürger gekommen. Heute Morgen um 5 Uhr fand der Aufseher des Stadtwaldes die Leiche der einzigen Tochter des Kommerzienrates Wallner am Teufelssee. Allem Anschein nach liegt Selbstmord vor. Neben der Leiche fand man einen kleinen Revolver mit dem eingravierten Namen der Toten. Die Kugel, die in die rechte Schläfe der jungen Dame eindrang, hat zweifellos den sofortigen Tod der Unglücklichen herbeigeführt. Es ist rätselhaft, was die Dame, die in den glänzendsten Verhältnissen lebte, zu dieser gräßlichen Tat veranlaßte. Näheres über den traurigen Fall bringen wir im Abendblatt.“

Leise flatterte die Zeitung zur Erde — also doch. —

Käthe war den dunkelsten Weg, den Weg zu den Schatten gegangen, weil sie den schmalen Weg des Glückes nicht wieder finden konnte. All meine Worte hatten nichts geholfen, diese kurze Notiz bewies es mir, das Drama war zu Ende.

Da klopfte es an meine Tür, der Briefträger trat ein. „Guten Abend, ich habe hier einen eingeschriebenen Brief für Sie; heute Morgen waren Sie schon fort, als ich kam.“ Mit diesen Worten reichte er mir einen dicken Brief. Auch ohne die Schriftzüge zu betrachten, hätte ich gewußt, der Brief war von Käthe, denn von meinen Bekannten benutzte nur sie dieses eigenartig blaßblau gefärbte, feine Papier. Ein Abschiedsgruß? Mir ward's weh ums Herz, meine Hand zitterte, während ich dem Postboten den Empfang des Briefes quittierte. Er deutete meine Erregung nach seiner Art. „Wohl ein Liebesbrief“, meinte er und zog grinsend ab. Ein Liebesbrief — o bittere Ironie — ein Gruß des Todes war's. Langsam öffnete ich das Kuvert, zehn eng beschriebene Bogen fielen heraus. Ein feiner Veilchenduft umschmeichelte mich — ihr Liebesparfüm.

Und dann las ich:

„Mein lieber Freund!

Richte mich nicht, Du nicht, wenn sie auch alle an meinem entseelten Körper stehen und die Köpfe schütteln und in ihrer Weisheit nicht wissen, was sie mehr verdammen sollen, meine Flucht aus dem glänzenden Leben oder die Art dieser Flucht; ich höre die alte Tante Eugenie mit ihrer Stimme, die dem Klang einer Pikkolo-Flöte gleicht, piepsen: shoking, wie kompromittierend; ich sehe das gelbe Gesicht von Tante Amalie sich zu einer Teufelsfratze verziehen, indem sie lispelt: ja, so etwas tut man doch nicht; ich sehe sie alle vor mir, diese ehrenwerten Familienmitglieder in ihrem Entsetzen über meinen Selbstmord — pfui, ein gräßliches Wort — und wenn ich dann nur noch für eine Sekunde Leben hätte, so möchte ich ihnen in die Ohren schreien: „Ihr seid es, die mich gemordet haben!“ Ja, sie trieben mich in den Tod, in das Nichts, in dem wir wenigstens Ruhe haben und nicht jeden Augenblick von einer andern Seite hören müssen: „Käthe, das ist unpassend! Käthe, wie unweiblich; das ist gegen die Sitte, un-

moralisch und was weiß ich sonst noch alles. Wenn es nur das allein wäre, ginge es noch; ich wäre schon darüber hinweggekommen, aber daß sie mir mein Herz auf ihren Gesellschaftsamboß legen und mit dem Hammer der Sitte nach ihren Ideen ungeschmiedet wollen, daß sie meinen Liebestrieb sündhaft, verbrecherisch oder in bestem Falle tollhausreif nennen, das ertrage ich nicht. Du kennst mich, kennst meine Natur, kennst die Leiden meines Daseins, das den törichten Menschen so beneidenswert scheint. Ich bin die einzige Tochter eines reichen Mannes, der in Staat und Gesellschaft eine große Rolle spielt; ich bin leidlich hübsch und gut gewachsen, also habe ich Verehrer so viel ich will — daß sie meistens den Geldbeutel meines Vaters verehren — mein Himmel, für einen modernen Menschen ist das doch Nebensache. Ich kann Gesellschaften, Bälle, Theater und Konzerte besuchen, so viel ich will; ich sollte doch wirklich zufrieden sein mit meinem Los! Aber ich bin es nicht, denn unglücklicherweise bereiten wir all diese Dinge, die andere heiß sich ersehnen, endlose Qualen. Ich hasse Gesellschaften und Bälle; da muß ich die Dame markieren, muß mir von Affen die Kur schneiden lassen und möchte ihnen doch am liebsten ins Gesicht schreien: „Gebt Euch keine Mühe, ich bin homosexuell!“ Homosexuell, dieses Wort, in dem all mein Glück und Elend liegt, dieses Wort, vor dem sich die „Normalen“ bekreuzigen und im stillen rufen: Apage satanas! O, wenn sie einmal daran dächten, daß wir von derselben Natur geschaffen worden sind, wie sie. Wenn sie sich einmal die Namen all der großen Menschen ins Gedächtnis zurückrufen, die nachweisbar homosexuell waren, dann sollte ihnen doch eigentlich ein gelinder Schauer kommen über ihre eigene Dummheit. Aber es ist nicht die Stunde, Abhandlungen über die Berechtigung der Homosexualität zu schreiben, ich will nur die einfache Tatsache feststellen: es gab seit den ältesten Zeiten Homosexuelle und ebenso gibt es heute welche und einer davon bin ich. Das ist nun einmal so, ich habe mich nicht geschaffen und es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, daß wahrscheinlich gerade die, die mich für meine Veranlagung büßen lassen, schuld daran sind — meine Eltern. Und diese Ungerechtigkeit begann, fast ehe ich denken konnte. Ich weiß es, ich bin nie ein Mädchen im Sinne des Wortes gewesen, ich habe als Kind wie ein Junge getollt. Konnte ich anders? Ich folgte meiner Natur und sie rechneten es mir als Böswilligkeit und Schlechtigkeit an, wenn ich mit meinen schönen Puppen nichts anzufangen wußte und schallten und strafften mich.

Schon damals bohrte sich mir der Stachel ins Herz, der mir langsam alle Lebenskraft und Lebensfreude nahm, der mir heute den Revolver in die Hand zwingt, daß eine erlösende Kugel auf einmal alles Leid beende. Meine Kindheit ging vorüber, aber nicht meine Qual, diese wurde von Jahr zu Jahr größer, denn was ich als Kind nur unbewußt empfunden habe, daß ich anders war, als meine Altersgenossinnen, das fühlte ich jetzt bewußt. In schlaflosen Nächten lag ich da in selbstquälerischen Gedanken. Was half's, ich konnte mich nicht ändern. Die landläufigen Vergnügungen junger Mädchen aus reichen Familien, das tatenlose Dahinleben, befriedigte mich nicht. Ich hatte den Wunsch, etwas Ganzes zu sein. Ich sagte es meinen Eltern. Sie lachten, wie man über den törichten Wunsch eines Kindes lacht. „Du hast es nicht nötig, aber wenn du gern willst, nimm nur weiter Musikstunden, französische und englische Konversation, wir haben nichts dagegen.“

(Schluß folgt)